

Manuel Schneider

Die Beschleunigungsgesellschaft und ihr Sport

„Wenn Alice später daran zurückdachte, kam sie nie mehr ganz dahinter, wie es damit eigentlich zugegangen war: nur so viel weiß sie noch, dass die Königin sie auf einmal an der Hand hielt und aus Leibeskräften rannte; und wie die Königin so schnell dahinsauerte, dass sie nur noch mit der größten Mühe nachkam; und dabei rief die Königin noch dauernd: „Schneller!“, aber Alice wusste genau, dass es einfach nicht mehr ging – nur bekam sie nicht mehr genug Luft, um das auch zu sagen.

Das Seltsamste dabei war, dass sich die Bäume und alles andere um sie her überhaupt nicht vom Fleck rührten: wie schnell sie auch rannten, liefen sie doch anscheinend nie an etwas vorbei. „Ob vielleicht alles mit uns mitläuft?“ dachte die arme verwirrte Alice im Stillen. Und die Königin erriet anscheinend ihre Gedanken, denn sie rief: „Schneller! Jetzt ist keine Zeit zum Reden!“ ...

Und nun sausten sie so schnell dahin, dass sie beinahe nur noch durch die Luft segelten und den Boden kaum mehr berührten, bis sie plötzlich, als Alice schon der Erschöpfung nahe war, innehielten, und im nächsten Moment saß Alice schwindlig und atemlos am Boden.

Voller Überraschung sah sich Alice um. „Aber ich glaube fast, wir sind die ganze Zeit unter diesem Baum geblieben! Es ist ja alles wie vorher!“ ... „In unserer Gegend“, sagte Alice, noch immer ein wenig atemlos, „kommt man im Allgemeinen woandershin, wenn man so schnell und lange läuft wie wir eben.“

„Behäbige Gegend!“ sagte die Königin. „*Hierzulande* musst du so schnell rennen, wie du kannst, wenn du am gleichen Fleck bleiben willst. Und um woandershin zu kommen, muss man noch mindestens doppelt so schnell laufen!“

Die „verkehrte“ Welt, die der englische Schriftsteller Lewis Carroll bereits 1871 seine Figur „Alice im Spiegelland“ atemlos erfahren lässt, hat ihre märchenhafte Fremdheit verloren und ist uns allen mittlerweile vertraut geworden: Tempo ist nur ein anderes Wort für Stillstand. „Schneller! Schneller!“ lautet daher die reflexartige Antwort,

mit der jede erreichte Stufe von Geschwindigkeit kommentiert wird. Die ständige Beschleunigung von technischen Abläufen, sozialen und kulturellen Veränderungsraten wie generell des Lebenstempos ist eine – wenn nicht *die* – Signatur unserer Zeit. Die soziale Beschleunigung in der Moderne ist zu einem sich selbst antreibenden Prozess geworden. Beschleunigung hat gleichsam nur noch sich selbst zum Ziel. Soziologen sprechen von einem „Akzelerationszirkel“ (H. Rosa), einem sich selbst verstärkenden „Feedback-System“ von Beschleunigung.

Im folgenden Essay werde ich dieser temporalen Logik der Beschleunigungsgesellschaft nachgehen und dabei versuchen, Bezüge zwischen Gesellschaft und Sport herauszuarbeiten. Denn der moderne Sport ist nicht nur ein Kind der Beschleunigungsgesellschaft und damit Teil von ihr. Er dürfte auch zu den Institutionen zählen, die mit für die gesellschaftliche Akzeptanz des Diktats des „Immer schneller!“ sorgen. Zugleich bietet der Sport aber auch das Potenzial für ein Korrektiv zu unserer derzeitigen Form der Zeitbewirtschaftung: ein weitgehend unausgeschöpftes Potenzial, das sich hinter der dominanten Rekordsucht im Sport meist verbirgt.

Der Gedankengang gliedert sich in drei Schritte: Zunächst werde ich unser ambivalentes Verhältnis zur Zeit skizzieren (I), sodann anhand von sechs Thesen unseren Umgang mit Zeit präzisieren und dabei jeweils auf die temporalen Entsprechungen beim Sport hinweisen (II). Abschließend werden die spezifischen Zeitgestalten des Sports benannt, die einen reflektierteren Umgang mit Zeit beinhalten und eine leibzentrierte Zeitkultur ermöglichen *könnten* (III).

I.

Zeit ist ein uns allen vertrautes und doch eigentümlich fremd gebliebenes Phänomen: etwas, mit dem wir tagtäglich umgehen, über das wir uns wie selbstverständlich verständigen. Zugleich jedoch entzieht sie sich, bekommen wir die Zeit nicht in den Griff – weder gedanklich noch praktisch. Zeit ist das, was wir immer zu wenig haben, was uns bei allem, was wir tun, stets davonläuft und zugleich ständig drängt und uns bedrängt. Zwei Sprachbilder im Übrigen, die sich eigentlich widersprechen und unser ambivalentes Verhältnis zur Zeit treffend kennzeichnen: Wir empfinden Zeit als etwas, das uns ständig wie